



Kommentar: Erst Applaus, dann Achselzucken – das bequeme
Vergessen der Orcas und Delfine von Antibes

Man sperrt sie ein.

Man nimmt ihnen das Meer, die Weite, die Strömung, die Freiheit.

Man bringt ihnen bei, auf Kommando zu springen, zu klatschen – ja, zu lächeln, wenn man so will. Und solange sie Kunststücke liefern, solange sie Kinderaugen zum Leuchten bringen und Kassen klingeln lassen, nennt man das Bildung, Forschung, Sensibilisierung für den Ozean. Ein schönes Wort für eine ziemlich kleine Welt aus Beton.

Jahrzehntelang funktionierte dieses Arrangement.

Die Orcas und Delfine vom Marineland d'Antibes wurden zu Stars wider Willen. Wikie, Keijo – Namen, die auf Plakaten standen, wie die von Pop-Ikonen. Nur dass diese „Stars“ nie gefragt wurden, ob sie auftreten möchten. Sie taten, was man ihnen beigebracht hatte. Sie sprangen durch die Gischt des Beckens, drehten sich im Takt der Musik, zogen Trainer auf ihren Rücken durch das Wasser. Das Publikum jubelte. Man klatschte sich gegenseitig auf die Schultern: Wie nah wir doch der Natur gekommen sind!

Wie bequem.

Und dann?

Dann beschließt die Politik – aus guten Gründen –, dass dieses Schauspiel nicht mehr in unsere Zeit passt. Man verbietet die Shows. Man beendet die kommerzielle Gefangenschaft. Man erklärt das Kapitel für moralisch überholt. Ein Fortschritt, ohne Frage. Ein längst überfälliger Schritt.

Doch plötzlich steht man da wie ein Gastgeber nach einer durchfeierten Nacht, die Wohnung verwüstet, der Kühlschrank leer – und keiner fühlt sich zuständig für das Aufräumen.

Die Tiere sind noch da. Natürlich sind sie noch da.

Sie verschwinden ja nicht mit dem letzten Applaus.

Man hat sie in Gefangenschaft aufgezogen, man hat ihre Jagdinstinkte verkümmern lassen, ihre sozialen Strukturen künstlich geformt. Man hat aus ihnen Abhängige gemacht. Und jetzt, wo das moralische Gewissen erwacht ist, blickt man einander an und fragt: Wer nimmt sie?

Spanien? Nein, danke.



Kommentar: Erst Applaus, dann Achselzucken – das bequeme
Vergessen der Orcas und Delfine von Antibes

Andere Parks? Politisch heikel.

Sanctuary-Projekte? Klingt wunderbar – dauert aber Jahre.

Und währenddessen schwimmen Wikie und Keijo weiter ihre Runden.

Es ist diese Mischung aus Rührung und Ratlosigkeit, die schwer erträglich wirkt. Jahrzehntlang wusste man sehr genau, wie man mit Orcas Geld verdient. Plötzlich weiß keiner mehr, wohin mit ihnen. Man redet von „komplexen Lösungen“, von „Übergangseinrichtungen“, von „logistischen Herausforderungen“. Alles korrekt, alles sachlich.

Und doch schwingt ein leiser Zynismus mit.

Man hat sie dressiert, ja, dressiert – das Wort mag hart klingen, aber es trifft den Kern. Sie lernten, auf Piffe zu reagieren, auf Handzeichen, auf Belohnungssysteme. Man formte Verhalten. Man kontrollierte Fortpflanzung. Man bestimmte soziale Kontakte. Das war kein Naturerlebnis, das war Choreographie.

Und nun, da die Choreographie politisch nicht mehr erwünscht ist, will niemand mehr der Regisseur sein.

Man könnte fast lachen, wenn es nicht so bitter wäre.

Da diskutieren Ministerien, Betreiber, Tierschutzorganisationen und internationale Partner monatelang über Zuständigkeiten. Jeder betont seine guten Absichten. Jeder versichert, das Wohl der Tiere stehe an erster Stelle. Und doch zieht sich alles in die Länge. Als ginge es um Bauanträge oder Parkplatzregelungen.

Es geht um Lebewesen!

Um hochintelligente Meeressäuger, die in freier Wildbahn komplexe Dialekte sprechen, Familienverbände bilden, über Hunderte Kilometer kommunizieren. Wesen, deren Gehirnstrukturen selbst erfahrene Neurowissenschaftler ins Staunen versetzen. Und wir diskutieren, ob sich ein Transport organisatorisch „abbilden“ lässt.

Man muss fragen: Wo war diese Vorsicht, als man sie ins Becken setzte?

Wo war diese Skrupel, als man beschloss, dass ein Orca, der täglich dutzende Kilometer



schwimmt, künftig in einem künstlichen Bassin kreisen soll? Damals galt das als Fortschritt, als Triumph der Zivilisation. Heute entdeckt man plötzlich seine ethische Feinfühligkeit.

Das wirkt – gelinde gesagt – zu spät.

Natürlich ist die Situation kompliziert. Kein seriös Denkender fordert, man solle die Tore öffnen und die Tiere ins offene Meer treiben. Diese Orcas kennen keine Jagd in freier Wildbahn. Sie kennen Fütterungszeiten, Trainer, medizinische Betreuung. Sie sind Geschöpfe einer menschengemachten Realität.

Gerade deshalb trägt der Mensch Verantwortung.

Und Verantwortung endet nicht mit einem Gesetzestext. Sie endet nicht mit einer Pressekonferenz. Sie endet nicht, wenn das letzte Ticket verkauft ist.

Sie beginnt dort.

Die 14 Wale und Delfine von Antibes sind keine lästige Altlast, die man zwischen zwei Haushaltsdebatten abwickelt. Sie sind das lebendige Ergebnis jahrzehntelanger Entscheidungen. Wer sie zur Attraktion machte, kann sich heute nicht einfach auf moralische Erneuerung berufen und sagen: Ab jetzt machts bitte jemand anderes.

Man wollte sie. Man brauchte sie. Man verdiente an ihnen.

Jetzt braucht man Mut.

Mut, Geld in die Hand zu nehmen. Mut, echte Schutzprojekte zu finanzieren. Mut, Übergangslösungen nicht als Feigenblatt zu nutzen, sondern als ernsthafte Verpflichtung. Und ja – Mut, sich einzugestehen, dass wir als Gesellschaft zu lange weggeschaut haben.

Das Mindeste, was wir diesen Tieren schulden, ist Konsequenz.

Nicht Empörung im Januar und Vergessen im März. Nicht Pathos in Sonntagsreden und Zögern im Alltag. Sondern eine klare, nachhaltige Entscheidung, die ihrem Wohl gerecht wird – auch wenn sie teuer, kompliziert und politisch unbequem ausfällt.

Alles andere wäre Heuchelei.

Und ganz ehrlich: Davon haben diese Orcas nun wirklich genug erlebt.



Kommentar: Erst Applaus, dann Achselzucken – das bequeme
Vergessen der Orcas und Delfine von Antibes

Von C. Hatty